

2.1 Situationsberichte

2.1.1

Dietlind Fischer

»... und dann habe ich falsch gebetet«

Tagebuchnotizen zur religiösen Sozialisation in einer Kleinstfamilie

Vorbemerkungen

Wie sprechen Eltern mit ihren Kindern über Religion? Wie entwickeln Kinder aus solchen Gesprächen überdauernde Orientierung für ihr eigenes Leben? Ich weiß es auch nicht. Religion im Familienalltag, gelingende religiöse Sozialisation gehört zu den bestgehüteten Geheimnissen. Es gibt Ratgeberliteratur für Eltern mit Empfehlungen, wie sie es machen könnten, oder vereinzelt autobiographische Zeugnisse von zumeist traumatischen, verstörten Erfahrungen mit Religion in der Familie. Die sozialgeschichtliche Erforschung von Religion im Alltag hat gerade begonnen¹.

In den ersten zehn Jahren des gemeinsamen Lebens mit meiner Tochter habe ich Tagebuch geschrieben und dabei besonders auf Ereignisse, Situationen oder Episoden geachtet, die mir für ihre religiöse Entwicklung bedeutsam erschienen. Die Notizen sind kleine Stücke, die häufig unverbunden bleiben, vielleicht auch von meiner Tochter gar nicht erinnert oder erst in späteren Jahren in ein Gefüge gebracht werden. Für die Darstellung in diesem Beitrag habe ich eine Auswahl getroffen und die chronologische Abfolge mit einer thematischen Strukturierung ergänzt.

Ich glaube nicht, daß meine Beobachtungen »typisch« sind für die religiöse Erziehung von Einzelkindern in Ein-Eltern-Familien. Wenn sie aufmerksam machen auf einige Bedingungen des Hervorbringens und Wandels religiöser Bildung und Erziehung, dann waren sie nützlich.

Vor der Geburt

In der Zeit, als Henriette unterwegs war, wurde zunehmend klarer, daß sie ohne ihren leiblichen Vater aufwachsen würde. Ihr Vater sah sich außerstande, ein weiteres Kind in sein Lebenskonzept zu integrieren.

1 Z.B. A. Heller u.a. (Hg.), Religion und Alltag, Wien/Köln 1990.

Wir lebten nicht zusammen, wollten das auch nicht, und ihm kam die Rolle eines sozialen Gelegenheits-, Wochenend- und Urlaubsvaters verantwortungslos vor. Er hatte seine Gründe. Henriette würde also nicht in eine »normale« Familie hineingeboren. Immerhin: sie würde auch nicht unter dem Trennungsprozeß ihrer Eltern leiden müssen.

Meine unbändige, vitale Freude über das Heranwachsen eines Kindes wechselte mit panischen Ängsten: Was kam da alles auf mich als alleinerziehende Mutter zu? Konnte ich überhaupt begreifen, wofür ich künftig allein verantwortlich wäre? Wie ließe sich das Leben mit einem Kind in den beruflichen und kommunalpolitisch aktiven Alltag einbeziehen? Auf wen konnte ich zählen, wenn ich Unterstützung brauchte? Hatte ich genügend für sie und mich um ihren Vater gerungen? Neue, zermürbende Gespräche, Gänge zum Jugendamt, zum Vormundschaftsgericht, zum Notar. Ich hatte das Bedürfnis, vor ihrer Geburt Klarheit in die formal-rechtlichen Verhältnisse zu bringen, wollte nicht zum Sozialfall werden, nicht Objekt von Betreuung oder Bevormundung sein und auch keine Bittstellerin für verwaltete Barmherzigkeit. Der Gedanke, eine Beratungsstelle für Schwangerschaftskonflikte aufzusuchen, kam mir nicht, dazu hatte ich keinen Grund. Ich befand mich nicht in Konflikten, sondern in dem euphorischen Glückszustand eines gesegneten Leibes, der Zuversicht und Selbstvertrauen wachsen ließ. Zu schaffen war immer nur der eine nächste Schritt, nicht alle auf einmal.

In dieser Zeit wurde die nette Frau wichtig, die alle zwei Monate den »Gemeindebrief« ins Haus brachte: sie nahm so interessiert und freudig Anteil an meiner neuen Lebensperspektive, erkundigte sich, strahlte begeistert, daß ich den Eindruck gewann, auf sie und ihre Kenntnisse von hilfreichen Personen bei Bedarf zurückgreifen zu können. Ein eng geknüpfted soziales Netz würde künftig immer wichtiger für uns werden: öffentliche Betreuungsmöglichkeiten für Kinder im Säuglings- und Krabbelalter gab es in meiner Stadt nicht, ich würde die Pflege in den ersten drei Jahren selbst organisieren und zugleich in Elterninitiativen für mehr öffentlich verantwortete Unterstützung kämpfen müssen.

Das erste Jahr

Ein unbeschreibliches Glück, mit einer gesunden, temperamentvollen Tochter zu leben und ihr Aufwachsen zu begleiten!

Das Standesamt stellt eine »Geburtsurkunde« mit Tippfehlern aus; mit Eintragung des Namens des Vaters wird das Formular zur »Abstammungsurkunde«, ein »Stammbuch« steht uns nicht zu. Acht Wochen nach der Geburt endet die Mutterschutzfrist. Es ist mir unvorstellbar, daß andere Mütter nun wieder einer Erwerbstätigkeit nachgehen müssen: wie regeln sie dann das Getrenntsein von ihren Kindern? Wie kann die zugestandene eine Stunde Stillzeit überhaupt als ausreichend befunden werden zur Versorgung des Säuglings mit Nahrung und Zärtlichkeit?

Die Bedingungen meiner Erwerbstätigkeit sind privilegiert. Henriette kommt ein halbes Jahr lang täglich mit mir ins Büro, Kinderwagen und Laufgitter stehen neben meinem Schreibtisch, ein kleiner, heller Nebenraum ist zum Wickeln und Schlafen benutzbar. Während Konferenzen und Besprechungen kümmern sich Sekretärinnen um das Kind, wenn es danach verlangt. Frauensolidarität. Eine Kollegin äußert nach ein paar Wochen ausdrückliche Freude über die Zumutung: Ihre Befürchtung, durch Kindergeschrei gestört zu werden, habe keinen Anhalt, im Gegenteil: das Kind würde nicht stören, sondern das Betriebsklima positiv beeinflussen. Wenn die griesgrämige Bibliothekarin das Kind in ihren Armen wiegt und ihm mit lieblicher Stimme ein Lied singt, gewinnt man wirklich den Eindruck, das Kind könne Wunder wirken.

Ich möchte Henriette zur Taufe bringen. Sie soll ihre Zugehörigkeit zur Gemeinde Jesu Christi als etwas Selbstverständliches, für sie von anderen Gewolltes, erfahren können und wissen, wo sie hingehört, bevor sie sich selbst entscheiden muß. Die Taufe erscheint mir als eine symbolische Sicherung für unsere Beziehung, zugleich als meine Loslösung von Omnipotenzphantasien: Henriette ist mir anvertraut, aber nicht mein Eigentum. Ich möchte ein Fest mit meiner Mutter, meinen Geschwistern, Nichten, Neffen und Verwandten feiern, damit alle eine Beziehung zu dem neuen Menschen aufnehmen und sich ihm verbunden wissen können, das verwandtschaftliche Netzwerk. Der zuständige Gemeindepfarrer ist mir fremd, ich fürchte plötzlich, zuviel gefragt zu werden, meinen ungewöhnlichen Familienstand rechtfertigen zu müssen. Ich bitte deshalb einen Freund, die Taufe zu halten. Er will es besonders gut machen, ganz so, wie ich es wünsche. Plötzlich bin ich selbst für die Gestaltung der kirchlichen Feier, für jedes Lied, jedes Gebet, jeden Text verantwortlich, muß auswählen, Entscheidungen treffen, den Ablauf bedenken. Die Tauffeier in der Kirche wird sehr gekünstelt und aufgesetzt, dauert viel zu lange, und ich denke bedauernd an die ausgebliebene Entlastung durch ein Ritual.

Warum ist das so belastend für mich? Erst lange danach erinnere ich mich: in der Gemeinde meiner Kindheit wurden Taufen während des sonntäglichen Gottesdienstes abgehalten, der dann eben noch eine weitere Stunde dauerte. Nur die Kinder unverheirateter Mütter wurden gesondert getauft, in Gegenwart der Konfirmanden; man wollte wohl der bürgerlichen Gemeinde den Anblick der »sündigen« Mutter ersparen. Ich habe mich als Konfirmandin bei einer solchen Taufe in Grund und Boden geschämt, aber es wurde nicht darüber gesprochen. Habe ich unbewußt diese Situation der Ausgrenzung durch andere, die sich im Besitz der besseren Moral fühlen, vermeiden wollen?

Die Verantwortung für Henriettes körperliches und seelisches Wohl und gleichzeitig für unser beider materielle Existenz, das ist der Kern der Situation als Alleinerziehende. Hinzu kommt für mich die politische Arbeit in Elterninitiativen, um kontinuierliche und verlässliche öffentliche Unterstützung für Kinder herauszufordern.

Begegnung mit Religion im Kindergarten

Henriette geht seit ihrem dritten Lebensjahr in einen evangelischen Kindergarten.

Die Konfession war mir bei der Anmeldung nicht so wichtig, sondern die pädagogische Qualität und die Öffnungszeiten: In den Gruppen wird über längere Phasen an Themen oder Situationen gearbeitet, die Kinder haben vielfältige Möglichkeiten, ihre Fähigkeiten ganzheitlich, mit Leib und Seele zu entwickeln. Es gibt eine Ganztagsgruppe, einige Kinder können auch über Mittag betreut werden, ab 7.15 Uhr ist eine Betreuung sichergestellt. Die Leiterin war selbst alleinerziehende Mutter, deshalb kann sie sich in die Bedarfssituation hineinfinden und organisiert entsprechend. Henriette geht gern dorthin, bringt oft Zeichnungen oder Gebasteltes mit nach Hause und erzählt begeistert von den Geschichten, die sie gehört hat. Die Feste und Feiern sind wichtige Zäsuren, ob nun Martinsfest, Nikolaustag, Geburtstage, Karneval oder Kartoffelfest, Räuberfest im Wald, Schlaffest mit Gruselwanderung über die Promenade, Schlittenwochenende mit Eltern oder die Abschlusstreise auf eine Insel.

Religion spielt auch eine Rolle. Geschichten von der Schöpfung, von Adam und Eva, von Kain und Abel, von Zachäus, vom blinden Barthimäus und von Jesus erzählt sie mir ausführlich und detailgetreu. Die hat sie auch gemalt, einzeln oder als großes Gemeinschaftsbild mit den anderen Kindern zusammen. Zur Schöpfung hat jedes Kind ein ganzes Bilderbuch - für jeden Schöpfungstag ein Blatt - zusammengestellt. Ich habe ein gutes Gefühl bei dieser religiösen Erziehung: sie ist in den Kindergartenalltag integriert, kein Sondersektor. Manchmal - zum Beispiel am Nikolaustag - werden die Eltern eingeladen. Wie jede Woche gehen die Kinder in die Kirche. Im Chorraum hinter dem Altar ist viel Platz, Teppichfliesen machen den Boden warm. Die Kinder spielen die Geschichte vom Bischof Nikolaus von Myra, singen, klatschen und tanzen dazu. Am Schluß verteilt der Nikolaus aus seinem großen Sack Rosinenbrötchen an alle, Kinder und Erwachsene. Es ist wie ein gemeinsames Abendmahl, sinnlich erfahrbar und erlebbar.

Die älteren Pastoren haben diese Kinderandachten gern in der Kirche gehalten: Ihnen gelang es gut, die Kinder erzählend in die alten Geschichten hineinzunehmen, sie sich wundern und staunen zu lassen. Der neue Pastor kann das nicht. »Warum redet der immer so komisch?« fragt Henriette mich und hat keine rechte Lust mehr auf den Gang vom Kindergarten in die Kirche. »Frau S., kannst Du denn nicht die Geschichte von Abel erzählen?« schlägt sie vor. Frau S. lacht und verspricht die Geschichte, wenn die Kinder jetzt einmal dem Pastor zugehört hätten. Sie ertragen ihn mit großer Geduld.

Im Sommer zelten Henriette und ich auf einer Nordseeinsel. Die Wege vom Campingplatz zum Strand oder zum Einkaufen sind lang und für Henriette mühevoll durch den ständigen Wind in der Dünenlandschaft. Auf einem dieser Wege fragt mich die Vierjährige: »Wo kommen wir her, Mama?« »Aus Münster.« »Nein, das meine ich nicht.« »Wir werden alle geboren, aus einem Bauch.« »Nein, nein« sagt sie sehr ärger-

lich, »das meine ich nicht.« Was denn sonst? Ich hörte zu spät, daß sie nach »uns« gefragt hatte. Angesichts des endlosen Weges und der unendlichen Weite des Horizonts hat sie begonnen, nach Transzendenz zu fragen. »Von Gott kommen wir.« Meine Antworten beenden ihr lautes Nachdenken. Mir ist, als hätte ich die Gunst des Augenblicks verpatzt; ich hätte sie fragen sollen, was sie selbst meinte.

Religion und Moral

Wenn ich über irgendetwas schimpfe, was ich für schlecht oder ungerrecht halte, dann setzt Henriette nach: »Das mag Gott nicht.« »Das gefällt Gott nicht.« Den Gestank aus den Auspuffs der Autos, den Müll in Parks und auf Waldwegen, die Raserei und Drängelei von Autofahrern, das Schlachten von Tieren für die Pelzverwertung: erkennbare Taten und Handlungen von Menschen, die andere Menschen belästigen und Alltagsleben beeinträchtigen oder bedrohen. Darin ist sie sich sicher: Waffen mag Gott nicht, Gewehre und Raketen mag er nicht. Das ist menschliches Werk. Gelegentlich hat sie Zweifel: »Mag Gott, daß es arme Menschen gibt?« »Mag Gott verkrüppelte Menschen?« So lernt sie ühend zu unterscheiden zwischen Gut und Böse, zwischen schicksalhaften Ereignissen und menschlicher Verantwortlichkeit. Sie hat Ansätze dafür wahrscheinlich im Kindergarten geübt, das Raster (Lärm, Gestank, Waffen, Müll) ist relativ einfach; sie sucht in Grenzbe-reichen menschlicher Verantwortung nach der Zuständigkeit.

Im Kindergarten fand eine »Bibelwoche« statt: Ostergeschichten, Geschichten vom Grab und von der Auferstehung, von Trauer und Veränderungen, vom »Wandel« und vom Osterjubiläum haben die Kinder gehört, gemalt, gespielt, gestaltet.

Karlas Vater ist in den Osterferien am Herzinfarkt gestorben. Das hat die Kinder beschäftigt; Henriette läßt sich auch von mir noch einmal erzählen, wie das in allen Einzelheiten passiert ist.

In der Gruppe der älteren Mädchen im Kindergarten gibt es Spannungen: Sie rotten sich zu zweit zusammen und spielen »andere ärgern«. Karla ist häufig Opfer. Die Erzieherinnen schreiten ein, versuchen um Verständnis für Karlas Situation zu werben, nicht sehr erfolgreich. Zanken und Petzen und Sich-Austricksen sind an der Tagesordnung. Henriette scheint daran auch aktiv beteiligt zu sein. »Wir ärgern sie doch gar nicht, sie wollte doch mitspielen, und das Spiel heißt »Ärgern«. Wir spielen doch mit ihr, und sie geht dann einfach petzen!« - »Frau S. meckert immerzu mit uns, ich will nicht mehr in den Kindergarten« ist das einzige Konkrete, was ich rauskriege.

Irgendwann bricht es ganz unvermittelt aus Henriette heraus: »Frau S. redet immer von Gott, dauernd redet sie von Gott, und selbst, selbst meckert sie andauernd. Das gefällt Gott doch gar nicht!« So bekommt sie eine Ahnung davon, was doppelte Moral ist.

Zweifel an Gott

Bei der Geburtstagsfeier von Nils waren viele lebhaftere Jungen und ein paar etwas stillere Mädchen die Gäste, darunter Henriette, gerade sechs geworden. Am Tor versammeln sich alle mit ihren Rädern und warten auf den Beginn der Radtour. Zwischen den Jungen entsteht eine laut geführte Diskussion: »Gibt es Gott?« »Nee, den gibt's nicht, den habe ich noch nie gesehen.« »Nee, den hat keiner gesehen, den kann es gar nicht geben.« Ein Mädchen wirft ein: »Doch, den gibt es doch, hat mir meine Mama erzählt.« »Nee, das ist wie mit dem Weihnachtsmann, das erzählen die nur, den gibt es nicht.« Dann fahren wir los.

Henriette versucht, sich bei mir zu vergewissern, fährt neben mir her: »Gibt es Gott oder nicht, sag' mal?« - »Also, es gibt ihn nicht so, wie es Autos gibt oder Wolken oder Flugzeuge, man kann ihn nicht sehen oder mit den Händen anfassen. Aber wir glauben, daß Gott trotzdem da ist, zwischen uns. So wie Glück oder Freude, die kann man auch nicht sehen, aber ganz deutlich merken.«

Das genügt vorerst, scheint aber reichlich kompliziert zu sein und schwer zu erklären. Vor allem kann man das nicht so angeberisch sagen wie die großen Jungen in der Gruppe, mit dem Brustton von Rechthaberei und schlagenden Argumenten.

Irgendwann, Wochen später, fragt sie mich noch einmal. Sie will wissen, warum die Jungen so geredet haben.

Dann, drei Monate später, nimmt sie das Thema erneut auf. Sie ist bei einer Freundin zu Besuch, übernachtet dort. Sonntag morgen erklärt sie mit dem Brustton der Überzeugung: »Gott gibt es nicht. Man kann ihn ja nicht sehen, keiner hat ihn gesehen, den gibt es gar nicht.« Und leiser, verzögert, setzt sie fort: »Vielleicht aber doch, der ist unsichtbar zwischen und über und neben uns, ist nicht da, man kann ihn nicht sehen, aber wir glauben an ihn.« Das Lautere schien das zu sein, was sie eher glaubte, nur den komplizierten Erwachsenen gegenüber war wohl ein Zugeständnis nötig.

Wir feiern Weihnachten zusammen mit Freunden und deren beiden Kindern, einem Jungen und einem Mädchen. Die Kinder haben Moos aus dem Wald geholt und Krippenfiguren aus Wachs und Knete geformt, Schnecken, Käfer, Mäuse, Schmetterlinge, Kraken und Dinosaurier. Abends sagt die siebenjährige Henriette zu mir: »Ich glaube, Gott hat Jungen lieber als Mädchen, weil Jesus und Gott ja auch Jungen sind.« Ich bin erschrocken über die Weisheit dieser Erkenntnis, über die Erfahrung, die sie damit ausdrückt. »Nein, Gott hat alle Menschen gleich lieb, ob sie nun Jungen oder Mädchen sind. Nur die Menschen halten manchmal Jungen für etwas Besseres. Aber dagegen wehren wir uns, deshalb mache ich so viel mit Frauengruppen.« Welch armselige Entgegnung auf das, was sie durch eigene Beobachtung begriffen hat! Bei nächster Gelegenheit bitte ich die Lehrerin, bei den Geschichten von Jesus auch ausdrücklich Frauen, Jüngerinnen, Freundinnen, Apostelinnen zu erwähnen. Sie ist dankbar für den Hinweis.

An einem Sonntag überlegt Henriette gemeinsam mit mir, was sie wohl tun könnte. Den Vorschlag, ein Bild zu malen, nimmt sie auf, sie will »ein Bild für Gott« malen, wie sie sagt. Sie beginnt mit einer Figur. Irgendwie wird das Bild nicht fortgesetzt, ihr Freund Johannes kommt zu uns, wir gehen zum Schwimmen. Am nächsten Tag räume ich das halbfertige Bild etwas achtlos fort. Da kommentiert sie: »Ich habe doch ein Bild für Gott angefangen, aber ich weiß nicht, wie er das kriegen kann, deshalb habe ich das nicht fertiggemalt.«

Beten und Beschwören

»Ich möchte auch mal ein Gebete-Buch«, sagt Henriette, als sie von ihrer Freundin zurückkommt. Ich bin beschämt. Die Versuche mit einem regelmäßigen Abendgebet vor dem Einschlafen hatte ich nach ein paar Ansätzen wieder aufgegeben. Nun scheint sie danach zu verlangen, allerdings in schriftlicher Form, nicht nach meinem persönlichen Repertoire.

Eilends schaue ich in Bibliotheken und Buchhandlungen nach und blättere durch mehr als 30 Gebetsbüchlein: Sie erscheinen mir als zu schwer, zu fromm, zu altväterlich, zu kindisch oder zu formelhaft. Schließlich entscheide ich mich für eins von Dietrich Steinwede »So weit der Himmel ist«². Es enthält Gebete zu verschiedenen Themen des alltäglichen Lebens und ist bebildert. Steinwede ist ein großer Erzähler, vielleicht hat er die Sprache von Kindern verstanden.

Henriette ist enttäuscht von diesem Angebot. Was da im Stenogrammstil erzählt und philosophiert wird, findet sie uninteressant, lange Geschichten sind besser. Sie hat Gebete in Gedichtform gemeint, es sollte sich reimen.

Dann schlage ich dieses Gebet auf:

Sie haben keinen Vater

Gott, ich habe nicht gedacht,
daß ich eine so liebe Familie habe.

Vater ist bei mir.

Mutter ist bei mir.

Die Geschwister sind bei mir.

Ich habe ein Zuhause.

Gott, so viele Kinder sind allein in dieser Welt.

Sie haben keinen Vater, keine Mutter,
keine Familie, kein Zuhause.

Hilf ihnen, Gott,

Daß sie nicht so allein sind.

Schütze sie.

Schenke ihnen ein wenig Freude.

Amen.

² D. Steinwede, So weit der Himmel ist, Düsseldorf 1989.

Zornrot und erregt klappe ich das Buch zu. Vor dieser sich betulich gebärdenden Arroganz will ich Henriette schützen. Ohne Vater aufzuwachsen ist schwierig genug, aber diese Lebensform, die sie sich nicht auswählen konnte, soll ihr nicht von anderen als bemitleidenswerte Defizitform vorgehalten werden. In ihrer Schulklasse wachsen drei oder vier Kinder von 24 ohne Väter auf, und zehn haben keine Geschwister. Mit welchem Recht wird all diesen Kindern ein permanent freudloses Alleinsein unterstellt? Das Buch verschwindet in einer Versenkung.

13. Januar 1991

Der drohende Krieg am Golf macht Henriette zu schaffen. Bei jeder Nachrichtensendung, die ich sehe, stürzt sie dazu und fragt: »Gibt es nun Krieg, oder gibt es keinen Krieg?«

Wir beten abends zusammen. Bevor wir anfangen, fragt sie: »Kann man das vom Bett aus, oder muß man am Fenster ...?« Aber dann setzt sie sich doch lieber aufrecht ins Bett, nicht im Liegen. Sie möchte auch das Vaterunser beten, das hat sie in der Kirche mitgekriegt. Ich schreibe es ihr auf, nach drei Tagen kann sie es auswendig.

17. Januar

Der Krieg hat begonnen, es wird geschossen. Abends im Bett zögert sie mit dem Beten: »Es nützt ja doch nichts, es ist doch schon Krieg.«

18. Januar

Ich erzähle ihr, daß wir in meiner Arbeitsstelle ein Transparent aufgehängt haben, auf dem wir unserer Angst vor dem Krieg und unserer Ablehnung Ausdruck verleihen.

Das will sie auch. Sorgfältig malt sie mit Farbe »Stoppt den Krieg« auf Stoff und hängt es aus ihrem Fenster heraus. Sie hat die weißen Tücher an vielen Fenstern in der Stadt gesehen. Ihre Tageseltern konnten ihr nicht sagen, was das zu bedeuten habe. Jetzt weiß sie es.

Vaterbilder

Die Frage »Warum habe ich keinen Vater?« stellt Henriette in wechselnden Abständen seit ihrem dritten Lebensjahr mit unterschiedlichen Bedeutungen.

Einmal wurde sie von Nachbarn unserer neuen Wohnung ausgehört nach dem Familienvorstand, ein anderes Mal beobachtet sie die andere Familiensituation im Freundeskreis, oder sie nimmt die Abenteuer-, Wochenend-, Spiel- und Bastelväter der Nachbarkinder wahr. Anfänglich war sie zufrieden mit einem Vater, der »ganz weit weg« wohnte, wie der von Pippi Langstrumpf. Später gewann sie der wechselnden Nützlichkeit der Väter ihrer Freunde Vorteile ab: Der eine redet nicht viel, sondern baut, der andere hat Fische im Aquarium, der dritte kann gut Geschichten erzählen. Sie »adoptierte« den Vater einer Freundin, als in der Schule »Meine Familie« gemalt werden sollte. Der Vater ihrer Tagesfamilie, den sie täglich sieht, spielt anscheinend keine bedeutende Rolle für sie; dagegen wird der Patenonkel, der für den halbjährlich wiederholten Besuch des Jahrmarkts einsteht, begeistert geliebt.

So sucht sie sich die sozialen Väter, die sie braucht. Haben Kinder das nicht schon immer so gemacht, wenn die Väter wegen ihrer Erwerbstätigkeit, wegen des Krieges und der Kriegsgefangenschaft oder wegen bedeutender Ehrenämter nicht erreichbar waren?

Kirche und Konfession

Die regelmäßigen Andachten des Kindergartens im Chorraum der Kirche hat Henriette in guter Erinnerung; auch viele Eltern, die nicht kirchlich gebunden waren, schätzten diese selbstverständliche und unaufdringliche Einführung in Traditionen und Rituale. Familiengottesdienste der Gemeinde bereitete die Kindergartenleiterin vor, und dann kamen die meisten Kinder auch am Sonntag, trugen ihren Part vor und konnten mit dem jeweiligen Thema etwas anfangen. Das wurde anders, als der neue Pastor sich um den Schwerpunkt »Junge Familien« in seiner Gemeinde kümmerte und die Kindergartenleiterin pensioniert wurde. Die Einbeziehung der Eltern in das Gemeindeleben geschah nun nicht mehr vom Kindergarten aus, sondern der Pastor nahm die Lebenspassage der Erwachsenen als gemeinsamen Interessenhorizont für kirchliche Angebote. Als Mittvierzigerin und in unvollständiger Familie fühlte ich mich ausgegrenzt.

Henriette nimmt als Fünfjährige einmal am Kindergottesdienst teil. Eine kleine Gruppe von acht Kindern feiert, geleitet von einem vielleicht fünfzehnjährigen Jugendlichen. Er erzählt eine Bibelgeschichte, fragt wie ein schlechter Lehrer aus den Kindern etwas zum Text heraus, dann sollen sie etwas dazu malen, Gebet, Lied, Verabschiedung. Henriette hat von der Geschichte nichts verstanden, mochte die anderen Kinder nicht, hat mit niemandem ein Wort gewechselt, wurde von niemandem angesprochen und will nie wieder zum Kindergottesdienst.

Später, als sie sieben Jahre alt ist, bekommt sie Post von der Gemeinde. Einige Jugendliche laden schriftlich zu einer neu zu gründenden Kindergruppe ein, die malen und basteln soll. »Die kenne ich doch gar nicht,« sagt sie und weist die Einladung zurück. »Ich gehe jetzt doch schon zur Schule und nicht mehr in die Kindergruppe,« und das Basteln hat sie aus der letzten Phase des Kindergartens als langweilig in Erinnerung. So ist sie nicht zu verlocken, ihre Nachmittagsprogramme macht sie möglichst mit den Kindern aus der Schulklasse, das ist ihre Bezugsgruppe.

Am ersten Schultag wurden die Schulanfänger zum Gottesdienst eingeladen. 85 quirlige, aufgeregte Kinder, die sich untereinander noch kaum kennen, mit Eltern und Großeltern sind im Gemeindehaus, es geht laut und unruhig zu, und trotz der Gestaltung durch Kinder aus dem 4. Schuljahr mit Bildern und Szenen, trotz der Symbolgeschenke für jedes Kind ist Henriette nicht beeindruckt. Sie ist verwirrt von der doppelten Feier: zunächst säkular für die ganze Schule in der Turnhalle, dann sakral für die Schulanfänger im Gemeindehaus. Was soll sie davon halten?

In ihrer Klasse sind evangelische und katholische Kinder, ungetaufte, ein muslimisches und ein hinduistisches Kind. Alle nehmen am Religionsunterricht der Klassenlehrerin teil. Erst im zweiten und dritten Schuljahr bemerkt Henriette konfessionelle Unterschiede. Beim Schulgottesdienst sitzt Johanna neben uns. Johanna ist nicht getauft. »Was ist sie dann, katholisch, oder was?« fragen mich beide Kinder. Als die Kinder ihrer Tagesfamilie Namenstag haben und Geschenke von der Großmutter bekommen, fühlt sich Henriette benachteiligt: »Warum habe ich keinen Namenstag?« Mein Vorschlag, ihren Tauftag zu feiern, gerät leider wieder in Vergessenheit.

Ihre Freundin Sabine feiert Erstkommunion. »Habe ich das auch?« »Nein, wir feiern später Konfirmation, so wie neulich bei deinem Cousin.« Das Äquivalent wird akzeptiert, das lange weiße Kleid der Freundin war ihr sowieso sehr fremd.

So wie sie ihre Freundin Sabine gelegentlich zum Rollsporttraining begleitet und eine Zeitlang mit ihr in die Tanzgruppe geht, so geht sie eines Sonntags auch mit in die Kirche, in der die Freundin Meßdienerin ist. Davon erzählt sie anschließend: »O, es war mir so peinlich. Ich wußte nicht, ob ich in der richtigen Reihe saß, die Kinder saßen alle woanders. Und dann habe ich falsch gebetet. Ich habe die Hände gefaltet, und die anderen haben doch erst das Kreuz mit den Händen gemacht, so wie bei Sabine beim Mittagessen. Das war mir peinlich. Warum machen die das so und wir anders?« Darauf weiß ich keine Antwort.

Sie lernt einige wichtige Artikulationsmuster ihrer Konfession aus dem Vergleich mit der anderen und begreift die Koexistenz des Anderen, Fremden, neben den eigenen Überzeugungen. Aus der Wahrnehmung von Unterschieden erwachsen neue Fragen.

Nachgedanken

Rückblickend wird mir deutlicher, wo mir eine soziale und professionelle Unterstützung bei der religiösen Erziehung meiner Tochter gutgetan hätte:

- Die Organisation unseres Alltags ist besonders in den ersten Lebensjahren mühevoll gewesen. Ich habe viel persönliche Ermutigung und Unterstützung erfahren dürfen. Am meisten angestrengt hat mich das Gefühl, mich gegen Defizit- und Verfallstheorien von »Familie« wehren zu müssen und mir selbst und anderen zu beweisen, daß unsere Lebenssituation nicht permanent durch sozialen Mangel, Unzulänglichkeit und Unvollständigkeit geprägt ist. Defizittheorien sind schlechte Ansatzpunkte für religionspädagogische Förderung. Die gesellschaftliche Akzeptanz unterschiedlicher Formen des Zusammenlebens mit Kindern beginnt erst allmählich zu wachsen.

- Weder die Mutter-Kind-Dyade der frühkindlichen Phase noch »die Familie« als Verwandte ersten Grades sind ausschließliche Sozialisationsagenturen. Entscheidend sind vielmehr außerfamiliale Subsysteme wie Nachbarschaften, Freundschaften oder Bezugsgruppen auf Zeit, die

die Innen- und Außenbeziehungen der Familie in ein soziales Netzwerk einbinden. Das gilt für Ein-Elternfamilien ebenso wie für jede andere Form des Zusammenlebens von Erwachsenen mit Kindern. Aus dieser sozialen Vernetzung erwächst das Anregungspotential für die religiöse Entwicklung und Sozialisation, das vom Kind jeweils auf eigene Weise aktiv angeeignet und erinnert wird.

– Kirchliche und gemeindliche Angebote an Alleinerziehende gewinnen vor allem dann Verbindlichkeit, wenn sie die soziale und kulturelle Vernetzung stützen und das praktische Alltagsleben begleiten. Besonders in Situationen der Überforderung der Mütter in den ersten Lebensmonaten, bei Krankheiten des Kindes oder auch in persönlichen Krisen besteht Bedarf nach diakonischer Begleitung. Vor allem aber ist die Akzeptanz unterschiedlicher Familienformen eine der wichtigsten Voraussetzungen für gelingende religiöse Sozialisation.

– Längerfristig wüßte ich gern, wie andere Eltern in unterschiedlichen Milieus die religiöse Entwicklung ihrer Kinder fördern und wie es ihnen gelingt, tragfähige Orientierungen zu vermitteln. Das bleibt ein Desiderat für religionspädagogische Familienforschung.

Dietlind Fischer, Dipl. Päd., ist Mitarbeiterin am Comenius-Institut Münster.